



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

V.: Die Revue Germanique.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

deutschen Kunst zu studiren, um zu sehen, wie gewisse Compositionen als der Urahn einer größern Zahl von Bildern auftreten, wie einzelne glückliche Motive förmlich zu Tode gehegt werden, eine bestimmte Formengebung gradezu ansteckend wirkt, wie gewisse Richtungen gleichzeitig an verschiedenen Punkten sich geltend machen, dann, des allgemeinen Interesses verlustig, plötzlich absterben, welchen Einfluß die Mode auch auf die Angelegenheiten der Kunst übt, wie Manieren herrschend werden, Vorzüge und Mängel sich vererben u. s. w. Wir empfehlen die Anordnung dieser Abtheilung als Ergänzung der Ausstellung auch in dem Falle, daß unsre übrigen Vorschläge verworfen würden. Es haben dieselben, wir leugnen dies nicht ab, einen gefährlichen Gegner. Sie erfordern einen größern Geldfond, als wahrscheinlich in den Händen der Unternehmer sich befindet. Als es sich um die Ausstellung in Manchester handelte, hatten die von uns wegen ihrer Geschmacklosigkeit oft verhöhten cotton-lords in wenigen Tagen die Summe von vielen hunderttausend Thalern als Garantiefond zusammengebracht, es hatte die Bank von England ohne Zögern dem Unternehmen den reichsten Credit gewährt. Und in Deutschland sollte sich kein Fürst, kein Reicher finden, der einige tausend Thaler nicht etwa opfert, sondern bloß vorstreckt, bis die münchener Ausstellung durch die eingelaufenen Eintrittsgelder ihre Kosten deckt? Erscheint ein solcher Mäcen in Deutschland undenkbar, dann, fürchten wir, erscheint es überhaupt unwahrscheinlich, daß die allgemeine deutsche Kunstausstellung die beabsichtigte Wirkung erreichen und den gewünschten Erfolg erzielen wird.

Die Einladung schließt mit den Worten: „Wir vertrauen dem deutschen Geiste, daß das Werk gelingen werde und legen es hiermit allen denen ans Herz, welchen die Liebe zur Kunst, der Ruhm des Vaterlandes, die Erhebung des Volksgemüthes theuer und werth sind.“ Wir werden am 15. October, dem Endpunkte der Ausstellung, diese Worte uns wieder in das Gedächtniß zurückrufen.

A. Spr.

Die Revue Germanique.

Wir haben dem Erscheinen der Revue Germanique mit Spannung entgegengesehen. Die Theilnahme an dem deutschen Leben und das eingehendere Studium desselben sind in Frankreich verhältnißmäßig noch gering, und wenn für manche hervorragende Männer auch das Eis gebrochen ist, so beharrt doch die große Masse, selbst der Gebildeten, in den meisten Vorurtheilen, welche aus der Unkenntniß der deutschen Verhältnisse entspringen. Das Haupthinderniß sich mit den Zuständen andrer Länder vertraut zu machen, ist für die Fran-

Grenzboten I. 1858.

64

zosen die Sprache, oder vielmehr der Mangel der Kenntniß fremder Sprachen. So viele ihrer ausgezeichneten Schriftsteller z. B. über England geschrieben, so ist doch mit Gewißheit zu sagen, daß die Mehrzahl der Gebildeten sehr unklare Ideen über großbritannische Verhältnisse hat. Tocquevilles Werk über Nordamerika ward von der Akademie gekrönt und ist überall als classisch anerkannt, aber wie viele Franzosen werden auch nur eine oberflächliche Kenntniß von den Zuständen der Union haben? In gleichem, wenn nicht stärkerem Maße gilt dies von Deutschland. Wir wollen nicht einmal betonen, daß Thiers, der die letzten großen deutsch-französischen Kriege geschrieben, des Deutschen unkundig ist, aber man erwäge, was es sagen will, daß der Publicist, der gewöhnlich die politischen Artikel über Deutschland im Journal des Débats schreibt, kein Deutsch kann. Frau von Staëls Buch war bekanntlich die erste Kunde, welche der französischen Welt über das viel bekriegte, aber ungekannte Nachbarland zukam; seitdem hat, wie wir bereitwillig anerkennen, das Studium deutscher Verhältnisse in wachsendem Maße zugenommen, eine Reihe ausgezeichnete Köpfe, die mit Cousin beginnt, haben sich mit unsern Zuständen beschäftigt; mehr noch vielleicht haben talentvolle Deutsche, die sich in Paris niederließen und der französischen Sprache vollkommen mächtig waren, als Dolmetscher unsrer Anschauungen und Interessen gethan. Hierher gehört z. B. auch Heine, so sehr er sich durch seine Schriften gegen das Vaterland versündigt. Eine andere Brücke zwischen den beiden Ländern wurde durch die ausgezeichneten Elsasser wie Bartolmeß, Dollfuß u. a. geschlagen. Aber die vielfachen schiefen und unkundigen Urtheile, denen wir selbst in den beiden ausgezeichnetsten Organen der französischen Intelligenz, dem Journal des Débats und der Revue des deux Mondes begegnen, konnten es nur als sehr wünschenswerth erscheinen lassen, daß ein besonderes Blatt der Vermittlung deutscher Literatur, Kunst, Wissenschaft, deutschen Lebens überhaupt gewidmet würde. Es besteht bekanntlich seit einer Reihe von Jahren eine recht gute derartige Monatschrift für England, die in Brüssel bei Schnée erscheinende Revue Britannique, die namentlich Uebersetzungen aus englischen Werken, Reviews und andern Blättern mittheilt, um so ohne Zugabe eines kritischen Apparates den französischen Leser in Stand zu setzen, über englische Verhältnisse zu urtheilen. Nach diesem Muster haben einige Männer, welche sich schon seit längerer Zeit durch ihre Theilnahme an deutscher Literatur und öffentlichem Leben bekannt gemacht haben, die Revue Germanique gegründet; sie wird sich gleichfalls hauptsächlich mit Uebersetzung und Analyse deutscher Werke und Aufsätze beschäftigen und kurze Anzeigen und Kritiken von Büchern und Correspondenzen aus verschiedenen Theilen Deutschlands bringen; die eigentliche Tagespolitik ist ausgeschlossen.

Das erste Heft bringt einen Aufsatz der Herausgeber H. H. Neffger und Doll-

fuß: „Vom französischen und vom deutschen Geiste“, den wir als ein Programm der Ansichten und Zwecke der Männer betrachten dürfen, welche die Revue ins Leben gerufen und der deshalb einer nähern Betrachtung werth erscheint. Zwar sind wir nicht so unbillig zu erwarten, daß uns in dem beschränkten Raume von 20 Seiten die Eigenthümlichkeiten der deutschen und der französischen Cultur einigermaßen erschöpfend entwickelt werden, aber über den Grundstock der Gedanken, welche die Herausgeber leiten sollen, kann man sich nach diesem Aufsatz wol einen Begriff machen. Beginnen wir nun gleich mit dem Geständniß, daß sich derselbe hoch über die gewöhnlichen Vorurtheile erhebt, die wir auch bei ausgezeichneten französischen Schriftstellern finden; wir hören nicht die gebräuchlichen Phrasen: *la France, la nation la plus civilisée, qui est à la tête du monde intellectuel* u. s. w., sondern wir müssen ein verständiges Eingehen in die Eigenthümlichkeiten, die Nachteile und Vorzüge beider Nationen anerkennen. Wo wir aber den Grundzügen zustimmen, sind wir berechtigt, auch richtige Auffassung im Einzelnen zu erwarten, und eine solche finden wir hier nicht überall. Nach einer Einleitung über die Annäherung und gegenseitige Durchdringung der Nationalitäten in der Neuzeit wenden sich die Verfasser gegen den Einwand, daß dadurch die eigenartige Persönlichkeit der Völker gefährdet werde, dies sei für dieselben so wenig der Fall als für die Individuen. Sehr schön heißt es hier: „Die wahre Originalität besteht nicht darin, sich so wenig als möglich mit der äußern Welt zu befassen und sich unbeweglich und unerreichbar inmitten der Bewegung der Dinge, Menschen und Ideen zu halten, die wahrhaft großen Männer verbinden im Gegentheil mit einer mächtigen Persönlichkeit etwas Unpersönliches und Allgemeines, wodurch sie sich mit ihrer Zeit, ihrem Lande, ja einzeln mit dem ganzen menschlichen Geschlecht identificiren. Sie vertiefen sich in die Gesellschaft, welche sie umgibt, und sammeln die Lichtstrahlen, welche über dieselbe ausgegossen sind, um sie mit neuer Energie der Wärme und des Lichtes zurückzuwerfen. So ist es auch mit den Völkern; die größten sind die, welche die größte Macht besitzen, von überall die Elemente des Fortschrittes zu sammeln und sie der Welt, durch den Schmelztiegel ihres civilisatorischen Genies geläutert, in allgemeiner Form zurückzugeben. Dies scheint auch die Aufgabe, welche Frankreich und Deutschland vorzugsweise zugetheilt ist.“ Die zwei größten Werke nun, welche diese beiden Nationen vollzogen, sind nach der Ansicht der Verfasser die Reformation und die französische Revolution, „die beiden größten gewonnenen Schlachten des modernen Geistes.“ Für die erstere seien wol in andern Nationen Vorläufer wie Wicief, Savonarola u. s. w. aufgestanden, aber Luther habe sie doch vollzogen; die englische Revolution, das Vorspiel der französischen, sei eine bedeutsame, aber doch vereinzelte Thatsache, erst die französische Revolution

sei ein allgemeines Ereigniß — dieser Auffassung können wir nicht ohne weiteres beistimmen. Deutschland allerdings hat die Reformation vollzogen und mit seinem besten Blute bezahlt, wir tragen noch die schmerzlichen Wunden von diesem Kampfe für die Freiheit des menschlichen Gewissens, aber die französische Revolution hat diesen univervellen Charakter nicht in ähnlicher Weise. Ohne zu verkennen, welche allgemeinere Elemente sowol in ihren Vorläufern wie Voltaire, Rousseau, den Encyclopädisten u. s. w. als in ihren eigenen Lösungsworten lagen, mit voller Würdigung des ungeheuern Einflusses, welchen sie auf die ganze Welt ausgeübt, bleibt sie doch durchaus französisch. Von der Reformation kann man in Wahrheit sagen, daß sie eine gewonnene Schlacht sei, denn trotz der Reaction des Katholicismus im 17. Jahrhundert ist, das wird kein Aufrichtiger leugnen, die Fahne des wahren geistigen Fortschrittes in den Händen des Protestantismus geblieben, die Reihe von Erdstößen aber, welche in Frankreich dem von 1789 folgten, der jetzige Cäsarismus, sollten doch billig den Verfassern Bedenken eingeflößt haben, ob die Revolution im eigentlichen Sinne eine gewonnene Schlacht zu nennen sei; man mißt die Bedeutung eines Sieges doch nicht nach der Zahl der Todten auf der Wahlstatt. Die alte französische Gesellschaft ist allerdings von Grund aus zerstört, aber die neuen Gebäude, die man auf und von ihren Trümmern aufgeführt hat, sind der Reihe nach zusammengebrochen. Die englische Revolution von 1688, welche doch wol nur in beschränktem Sinne eine Vorläuferin der französischen zu nennen, ist eine gewonnene Schlacht; deshalb sind ihre Resultate den einzelnen großen Staatsmännern, welche anerkannten, daß auch unserer Nation eine politische Reformation an Haupt und Gliedern von Nothen sei, weit mehr als die der französischen ein Vorbild gewesen. Leute wie Stein erkannten die Bedeutung der letztern sehr wohl, aber er wollte nur die berechtigten und ausführbaren von ihren Forderungen sich aneignen. Wir können danach den Satz der Revue: „Die Reformation war die Revolution des Gedankens, die Revolution die Reformation der Dinge“ nur für eine glänzende Wendung halten, die das Wesen der Sache nicht darstellt. Es ist auch offenbar unrichtig, wenn weiterhin gesagt wird, die Reformation habe wol England umgestaltet, und die Vereinigten Staaten gegründet, aber sie habe in Deutschland nicht die unmaterielle Sphäre der Gedanken überschritten, und die Deutschen hätten nicht vermocht, aus ihr die auf die Regierung der Gesellschaft anwendbaren Consequenzen abzuleiten, denn wir meinen doch, daß der dreißigjährige Krieg wol durch den Glaubensstreit veranlaßt war, und welches Ereigniß hat so entscheidend und verderblich auf unser politisches Leben gewirkt als derselbe? —

Der Gegensatz der deutschen Assimilationsgabe und der französischen Neigung sich in sich selbst zu begnügen, wird fein entwickelt, der deutsche Zug

zum speculativen Denken, das die Wahrheit um ihrer selbst willen verfolgt, der leidenschaftlichen, wüthigen, aggressiven Kritik der Söhne Voltaires und ihrem Begehren alles umzugestalten gegenübergestellt. „Wir lieben es mehr,“ heißt es hier, „den gordischen Knoten zu zerhauen als zu lösen, wir überschreiten oft die Grenzen des Möglichen und treiben angewandte Ideologie, denn es gibt eine Utopie der Thatfachen wie der Ideen.“ — Wenn für die ernstere französische Kritik mit Recht der Vorzug des guten Geschmacks beansprucht wird, so wird den Jüngern Wolffs und Niebuhrs vor allem Tiefe zuerkannt, von den beiden Seiten der Methode haben die Franzosen vorzüglich das Vermögen der Analyse, die Deutschen das der Synthese. Gegen alles dies wird wenig einzuwenden sein, aber was die Sprachen, die nun geprüft werden, betrifft, so müssen wir doch einen Vorbehalt machen. Wenn wir bereitwillig der französischen Rede große Klarheit für die Auseinandersetzung und Gefügigkeit für die Unterhaltung zugestehen, so können wir nicht anerkennen, daß der deutschen Klarheit und Genauigkeit des Ausdrucks fehle und daß sie „um den Gedanken in dichten, unbestimmten Falten fließe.“ (Nur Goethe wird hier ausgenommen). Friedrich von Gagern zwar hat wüthig bemerkt, die deutsche Sprache eigne sich wegen ihrer „dürfte, könnte, möchte, würde“ für die Diplomatie, die nicht sage was sie wolle, aber wenn man zu wissen begehrt, ob die deutsche Sprache präcis sein könne, so genügt doch wol eine Seite von Lessing zu lesen. Daß so manche deutsche Schriftsteller durch den Reichthum ihrer Sprache (welchen die Revue gebührend anerkennt) in Verlegenheit gesetzt werden und ihre Gedanken nicht scharf begrenzen, beweist nichts gegen die Sprache, sie ist nicht nur reicher, sondern auch beweglicher als die französische, und darin, daß sie den Stempel jeder Individualität leichter annimmt, sehen wir einen ihrer Vorzüge, ihr wird nicht durch den Code eines Dictionnaire de l'Academie, sondern nur durch Gewohnheitsrecht das Gesetz gegeben. Wir glauben, daß, wenn die Verfasser dies berücksichtigt hätten, ihre sonst so schöne Entwicklung der Verschiedenheit der Literatur beider Länder noch zutreffender sein würde. Sehr richtig wird hervorgehoben, wie sonst der Glanz der schönen Wissenschaften nur eine Zierde der politischen Größe eines Volkes gewesen, wie die deutsche Literatur sich aber zu ihrer größten Blüte entfaltet, während die realen Zustände ganz daniederlagen. Offen wird zugestanden, daß keine Poesie so künstlich sei, als die französisch-classische, die großen Dichter unter Ludwig XIV. seien vielmehr Künstler als Dichter, die Form absorbire sie, das Herkömmliche beherrsche sie, das Zeitalter habe keinen Lyriker gehabt. Der Verfasser geht dann zu der neuen deutschen Philosophie über, deren synthetische Richtung in Hegel ihren Gipfelpunkt erreicht habe, nach ihm sei der deutsche Geist von der Höhe der Speculation herabgestiegen, und sei wieder mit dem realen Leben in Verbindung

getreten; wie Goethe der größte Dichter, Hegel der größte Metaphysiker, so stehe A. v. Humboldt als die größte Manifestation des synthetischen Genies Deutschlands in der Naturwissenschaft da, und schließe seine große Bahn würdig durch den Kosmos, „cet inventaire de l'univers“. Der Mangel an Plan, die Ausschreitungen der Jünger dieser drei großen Meister werden getadelt, und schließlich auf Runo Fischers *Vaco* von Berulam, der die experimentale Philosophie wiederherstellen wolle, als auf ein günstiges Zeichen der Zeit hingewiesen. *Vaco* werde an die Stelle von Spinoza treten, und Mikroskop und Wage die Synthese zurückdrängen oder ihr doch einen bescheidnern Platz anweisen. In der Schilderung dessen, was Deutschland für die Geschichtschreibung geleistet, vermessen wir bei der Anerkennung der Verdienste von Ranke, Häuffer, Gervinus, unter deren Händen die Geschichte eine lebenswärmere Gestalt angenommen, doch eine Erwähnung der ältern historischen Schule. Niebuhr ist vielleicht noch bedeutender durch die Methode seiner Geschichtschreibung, als durch seine Kritik. Savigny, Böckh, die Grimms verdienen selbst in einem so allgemeinen Ueberblick genannt zu werden. Anerkannt wird der reale Zug, der jetzt durch das ganze deutsche Leben gehe, und der sich auch in den neuesten poetischen Leistungen von Auerbach, Keller, Freytag u. s. w. bekunde.

Der Vortheil, welchen die Revue aus den zahlreichen deutschen Fachzeitschriften gewinnen könne, wird in einem besondern Briefe von E. Renan an die Herausgeber auseinandergesetzt. Dankenswerth ist die warme Anerkennung der Stellung und des Einflusses der deutschen Gelehrsamkeit im Auslande, wir können in der That darauf stolz sein, daß fast alle Ausgaben der großen Sammlung der Classiker von Firmin Didot von deutschen Gelehrten besorgt sind, der erste Director der kaiserlichen Bibliothek in Paris, H. Häse, ist ein Deutscher. Zwei Dinge sind noch in dem Briefe Renans näherer Beachtung werth. Er findet ein Uebel in der großen Zahl von jungen Leuten, die sich, meist ohne genügende Subsistenzmittel, in Deutschland zur akademischen Laufbahn drängen. Hierin müssen wir ihm ganz Recht geben, unsre gelehrte Production übersteigt die Consumption zu sehr und der Wunsch oder die Nothwendigkeit sich rasch hervorzuthun ruft eine Menge neuer Systeme und Versuche hervor, welche sich oft mehr durch Paradoxie als durch innern Werth auszeichnen. Hoffen wir, daß der reale Zug unsers neuen Lebens jenen geistigen Ueberwuchs allmählig beseitige. Die andere Bemerkung Renans ist, daß Deutschland keine Revuen habe, d. h. Zeitschriften, welche die Interessen der Nation in gediegener und doch gemeinverständlicher Weise besprechen. Es ist nun richtig, daß wir keine Zeitschrift wie die Revue des deux Mondes besitzen, aber das ist mehr eine Folge der deutschen Decentralisation als einer Abneigung gegen die Art der englischen oder französischen Revuen, man darf nicht schließen, daß

weniger Licht da sei, weil es nicht in einem Brennpunkt gesammelt ist. Zeitschriften wie die deutsche Vierteljahrschrift, die Preussischen Jahrbücher, die Westermannschen Monatsblätter und andere bemühen sich mit Erfolg in diesem Genre.

Den beiden ersten Artikeln, welche uns die eigentlichen Tendenzen der Revue zeigen, folgen nun andere, aus denen wir sehen, wie sie verfahren wird: eine Analyse der römischen Geschichte von Mommsen, ein Stück aus der indischen Reise des Prinzen Waldemar von Preußen, ein Fragment über die Vulkane aus dem Kosmos, die Uebersetzung des Fechters von Ravenna und einer Erzählung von M. Hartmann, eine Reihe kurzer Recensionen und Correspondenzen aus Berlin, Wien, Heidelberg.

Wir haben uns erlaubt, die Punkte offen darzulegen, welche uns in dem Programm der Revue bedenklich schienen, aber wir brauchen kaum zu wiederholen, daß wir dem Unternehmen das beste Gedeihen wünschen, möge es, wie die Herausgeber beabsichtigen, eine Brücke für die Vermittlung der Kenntniß deutscher Zustände in Frankreich werden. B.

Bankiers, Banken und Geldkrisen im Alterthum.

Der Sturm, welcher vor Kurzem alle merkantilen Verhältnisse erschütterte, hat ausgetobt und nur an der Menge der übeln Nachwehen merkt man noch seine verheerende Kraft. Neben einer Anzahl fauler Stämme liegt auch viel gesundes, grünes Holz geknickt am Boden und es fehlt nicht an Stimmen, welche, die wohlthätige Reinigung der Atmosphäre von luftspiegelnden Elementen verkennend, die ganze Schuld der Calamität von den Personen auf die Einrichtungen schieben, und besonders das Haupttriebwerk des Geldverkehrs, das Bank- und Wechselwesen angreifen. Diese Erleichterungsmittel des Tausches sind jedoch unausbleibliche Begleiter der steigenden Civilisation, und da sie ohne festgeordnete Staatsverfassung und unbedingtes gegenseitiges Vertrauen sich nicht halten können, so dienen sie sogar mit als Gradmesser jeder Staatswirthschaft und jedes Volkswohlstandes. Die Geschichte zeigt, daß den großen und sichern Geld- und Handelsströmungen überall erst die engen, trüben Kanäle des Wuchers vorangingen. So entwickelte sich im Mittelalter das Bankwesen gleichzeitig mit dem steigenden Geldverkehr aus dem Wucherverwesen der Juden und Lombarden. Aehnlich gestalteten sich die Verhältnisse bei den beiden Hauptvölkern des classischen Alterthums.

Die griechische Nation, durch die vortreffliche topographische Beschaffenheit ihres Landes begünstigt und auf Seefahrt und Handel hingewiesen, fühlte